

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 68 (1988)
Heft: 11

Rubrik: Kommentare

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Brief aus Bern:

Jahrmarkt der Betroffenheiten

Politische Parteien im Bewegungsfieber

Es fehlt zurzeit nicht an Anlässen, um die politische Maschinerie der Eidgenossenschaft auf Hochtouren laufen zu lassen. In der Energiepolitik sollte ein tragfähiges Konzept gefunden werden, das die ungebremsten Wachstumsraten in Griff nimmt und einen nicht zu bewältigenden «Ausstieg» verhindert. Mit raumplanerischen und bodenrechtlichen Instrumenten und Massnahmen gilt es der drohenden Überhitzung auf dem Boden- und Wohnungsmarkt mit ihren fatalen Folgen zu begegnen. Verkehrspolitischen Bedürfnissen, die aus einer vor allem im internationalen Umfeld zunehmenden Mobilität erwachsen, muss Rechnung getragen werden, ohne weitere irreparable Umweltschäden zu produzieren. Und trotz gegenwärtig guter Konjunktur bedürfen der Finanz- und der Werkplatz Schweiz vorsorglicher Anpassungen der Rahmenbedingungen, die ihre Wettbewerbsfähigkeit sichern. Denn unverkennbar stellt die Dynamik der europäischen und der weltwirtschaftlichen Entwicklung die helvetische Sonderfallmentalität zunehmend in Frage.

An Arbeit fehlt es den Politikern aller Stufen in diesen und anderen Bereichen nicht. Und trotzdem läuft die Maschine zwar mit viel Getöse, aber doch nur stockend und oft leer. Beobachtet man den parlamentarischen Betrieb aus der Nähe, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren,

dass die Fraktionen und die hinter ihnen stehenden Parteien nicht in Form sind und sich mannigfacher Anfechtungen seitens einer verunsicherten «Basis» ausgesetzt sehen. Volksabstimmungen drohen zu risikoreichen, unberechenbaren Verdikten zu werden, die man allenfalls mit intensiver Propaganda zu beeinflussen vermag. Die neu ins politische Vokabular aufgenommene «Akzeptanz» muss als wohlfeiles Argument für opportunistisches Taktieren herhalten. Der Redefluss im Parlament überbietet, und Talent zu öffentlichkeitswirksamer Dramaturgie ist Mangelware. Der oft zitierte Führungsanspruch erschöpft sich in Einzelaktionen wie dem Verzicht auf das Kernkraftwerk Kaiseraugst.

Widerstand gegen Linksfundamentalismus

Die scheinbar klaren Fronten, die vor einem Jahr zur Wahlschlacht antraten, sind an der Vielfalt der Probleme zerbröckelt oder haben sich verzahnt. Die links-grünen «Hoffnungsträger» haben an Stosskraft verloren. Gerade in den Bereichen, in welchen sie sich besonders engagieren und Sachkompetenz beanspruchen — Umwelt, Energie, Verkehr —, müssen sie damit rechnen, dass die fundamentalistische Sektiererei vieler Anhänger ihren realpolitischen Handlungsspielraum ein-

schränkt. Die Flucht in verbale Kraftmeierei verhindert dann oft durchaus mögliche Teilerfolge. Mit Zukunftspessimismus und Wachstumsphobie allein lässt sich kaum gestaltende Politik betreiben. Der Flirt mit nostalgischen «Bewegungen», die letztlich gar nichts mehr bewegt haben wollen, die sich gegen jede Veränderung und Entwicklung sträuben, hat vor allem die linken Parteien, die traditionellerweise den Staat als Instrument der Gestaltung und Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse betrachten, in eine seltsame Zwickmühle gebracht, sie gewissermassen in die Rolle der militanten Verhinderer gezwungen. Manche altgediente Sozialisten dürften durch die intellektuelle Begriffsgymnastik der letzten Jahre überfordert sein, die sie erst zu den wahren Erben des Liberalismus und neuestens zu den echten Wertkonservativen gemacht hat ...

In der sozialdemokratischen Partei der Schweiz regt sich denn auch Widerstand gegen das Abgleiten in die Randzonen grün-alternativer Bewegungen. Die Partei müsse wieder zu einer fortschrittlichen Volkspartei werden, die optimistisch an die technologischen und wirtschaftlichen Herausforderungen der Zukunft herangehe und damit auch breite Arbeitnehmerkreise in der Mitte des politischen Spektrums anspreche. Doch die innerparteiliche Auseinandersetzung zwischen «Ideologen» und «Technokraten», wie sich die vorab der mittleren Generation angehörenden intellektuellen Kaderleute gegenseitig bezeichnen, wird sich erst mit dem Führungswechsel in zwei Jahren entscheiden.

Vorher aber kommt es noch zu einer Zerreissprobe besonderer Art. Denn die *Armeeabschaffungsinitiative*, über

die nächstes Jahr abgestimmt wird, trifft die mit Ökologie und Ökonomie beschäftigte Partei in eine ungedeckte Flanke. Mit Sicherheitspolitik hat sie sich lange nicht mehr befasst; man begnügte sich mit allgemeinen Bekenntnissen zu Frieden und internationaler Abrüstung und liess die schweizerische Landesverteidigung im wesentlichen ungeschoren. Nun sieht man sich plötzlich mit der Wiederbelebung eines ebenfalls fundamentalistischen Pazifismus konfrontiert, der in der Partei noch historische Wurzeln hat. Brutaler als in den ökologischen Fragen wird die Linke hier zwischen politischem Realismus und missionarischem Utopismus entscheiden müssen, der einen naiven internationalistischen Optimismus und eine sträfliche Verkennung drohender Abhängigkeiten verrät — einem Weltbild also, das in jedem anderen Zusammenhang verteuelt würde.

Bei allen inneren Widersprüchen und trotz dem Aderlass bei den letzten Wahlen hat die sozialdemokratische Partei im vergangenen Jahr ihre Führungsrolle in der buntscheckigen Oppositionskoalition über Erwarten gut behauptet. Die Grünen haben Mühe, ein eigenes politisches Profil zu entwickeln. Sie können Minderheitspositionen, auch argumentativ, verstärken, aber zu gelegentlichen Mitte-Links-Mehrheiten bedarf es im Parlament nach wie vor des Zusammenspiels einzelner bürgerlicher Fraktionen mit den Sozialdemokraten.

Bürgerliche Probleme mit Staatsverdrossenen

Freilich, auch auf bürgerlicher Seite ist der Handlungsspielraum für Kon-

senslösungen eingeengt. Auch hier begegnet man Widerständen an der Basis und ist durch Niederlagen mit Kompromissvorlagen wie der Mutterchaftsversicherung und der Koordinierten Verkehrspolitik gewarnt. Beim Energieartikel und der Finanzordnung wird ähnliches befürchtet, was zur Verunsicherung beiträgt und zu Soloaktionen einlädt. Auch die bürgerlichen Parteien haben mit Bewegung an den Rändern zu rechnen. Zwar hat die Überfremdungspartei trotz den Schwierigkeiten im Vollzug des Asylrechts und trotz des sich abzeichnenden europäischen Drucks auf unsere restriktive Immigrationspolitik kaum mehr etwas zu sagen. In den spektakulären Erfolgen der *Autopartei* in den letzten Monaten aber kam eine offensichtlich verbreitete Staatsverdrossenheit mit anderer Zielrichtung zum Ausdruck. Die Reaktion auf grüne Erfolge und auf die auch in den bürgerlichen Parteien stattfindende Sensibilisierung für Umweltprobleme trägt irrationale Züge. Der pervertierte Ruf nach einer Bewegungsfreiheit, die ja letztlich sich selbst behindert, dient als Vehikel des Widerstands gegen staatliche und bürokratische Vorschriften und Beschränkungen aller Art. Vorab sieht sich die Freisinnig-demokratische Partei unangenehm mit enttäuschten Erwartungen konfrontiert, die der — verkürzte — Wahlkampfeslogan «Weniger Staat» seinerzeit geweckt haben mochte.

Die Erfolge der Autopartei in Kantonen und Gemeinden haben indes alle bürgerlichen Parteien — in der Regel die jeweils stärkste — getroffen. Und sie treffen sie in einer Situation, da ihre Zusammenarbeit ohnehin Brüche zeigt, die nicht nur aus der Konkurrenzsituation der Parteien untereinander,

sondern auch aus ihren Flügelspannweiten und aus der zunehmenden politischen Instabilität in den grossen Städten zu erklären sind. Die Kategorie der Stammwähler nimmt bei allen Parteien ab; die Gelegenheits- und Wechselwähler sind anfälliger auf Schwankungen in der politischen Wetterlage. Die direkte Demokratie wird damit immer mehr zur *Stimmungsdemokratie*, was sich auch auf das repräsentative Element, das Parlament, und die intermediären Institutionen, Parteien und Medien, auswirkt. Der rasche Themenwechsel und die Jagd nach Schlagzeilen und Neuigkeiten sind nicht allein Produkte einer nur die Medien betreffenden Entwicklung, sondern einer schleichenden Entpolitisierung eines ansehnlichen Teils der Bevölkerung. Zunehmende Distanz zum politischen Geschäft und abnehmendes Interesse an kontinuierlicher Meinungs- und Willensbildung aber fördern bei umstrittenen Geschäften die Emotionalisierung der politischen Auseinandersetzung. Sie ist Nährboden für Einthemen-Bewegungen wie für Frustrationsreaktionen.

Verlust der politischen Handlungsfähigkeit?

Den historischen Parteien ist schlüssig vorgerechnet worden, dass sie ihre Position nur halten können, wenn sie zu den Stammwählern auch einen steigenden Anteil von Gelegenheitswählern gewinnen können. Heisst das, sich den genannten Entwicklungen unbedenklich anzupassen? Und würde es bedeuten, dass es sich auch für bürgerliche Parteien eher lohnt, harte minoritäre Interessenstandpunkte publikumswirksam zu artikulieren als sich

dem undankbaren Geschäft des Ausgleichs, der Suche nach mehrheitsfähigen Kompromissen zu widmen? Droht ob all den einäugigen Bewegungen an linken und rechten Rändern die von den Parteien so gern beschworene und beanspruchte breite Mitte des politischen Spektrums das Opfer mangelnder politischer Handlungsfähigkeit zu werden?

Man braucht keine Meinungsumfragen zu lesen, um eine Abwertung der Politik zu konstatieren. Dies ist um so verhängnisvoller, als die ungebrochene wirtschaftliche Dynamik innerhalb und

ausserhalb unseres Landes nach beschleunigter Anpassung der politischen Rahmenbedingungen ruft und die sich ebenfalls wandelnde Gesellschaft vor immer neue Probleme stellt, die auch politisch bewältigt werden müssen. Es wäre die *Stunde der Strategen und der Macher*, die zukunftsweisende Vorstellungen und Lösungen über parteipolitische und ideologische Grenzen hinweg zu suchen bereit sind, und Politik nicht nur als Jahrmarkt der Betroffenheiten und als Medienzirkus, sondern als Gestaltungsauftrag begreifen.

Ulrich Pfister

«Der Mantel des Propheten»

*Eine Biographie als Geschichte des Irans*¹

Mit einer faszinierenden Arbeit hat Roy Mottahedeh seine Reputation weit über die Grenzen seines Kollegenkreises gebracht. Die amerikanische Ausgabe wurde ausführlich in «*New York Times*» gewürdigt und wurde zur Lektüre allgemein interessierter Leser. Die deutsche, auf einer hervorragenden Übersetzung basierende Ausgabe fand ähnlich positive Resonanzen und wurde weithin gebührend gewürdigt. Beeindruckend an diesem grossen Werk, das die Stilverbindung von Roman und Sachbuch glücklich vereinigt, ist die Fähigkeit Mottahedehs, das Leben eines persischen Mullahs mit der Geschichte des Irans seit seiner Islamisierung im Zeichen der arabischen Eroberungen zu verbinden. Jedes Kapitel wird damit eingeleitet,

dass das Leben des scheinbar fiktiven «Ali Haschemi» (er existiert jedoch real) gestreift wird, um als historische Rückblende eine Darstellung der iranischen Geschichte anzuschliessen. Roy Mottahedeh beeindruckt seine Leser dadurch, dass er selbst als Nachkomme einer Baha'i-Familie, d.h. einer Konfession, die bisher im Iran früher und heute mit brutaler Intoleranz als angeblich «zionistische Spionagegruppe» verfolgt wird, dennoch die Geschichte der Shi'a sachlich, ja streckenweise mit Sympathie darstellt.

Roy Mottahedeh wurde in New York als Sohn eines iranischen Baha'i und einer amerikanischen Mutter geboren, der das Buch gewidmet ist. Er erhielt seine Ausbildung in Harvard, lehrte danach als ordentlicher Profes-

sor in Princeton, wo dieses Buch entstanden ist. Im Jahre 1986 wurde er nach Harvard berufen, wo er als Professor für islamische Geschichte und als Direktor des Center for Middle Eastern Studies wirkt. Während Mottahedeh noch an der Universität Princeton lehrte, suchte ihn ein iranischer, den Status eines Ayatollah genießender Mullah auf und erzählte ihm seine Geschichte, die diesem Buch zugrunde liegt². Mottahedeh erweitert die Lebensgeschichte von «Ali Haschemi» zu einer spannenden Geschichte des schi'itisch-iranischen Islams.

Ein schi'itischer Mullah und seine Sozialisierung

«Ali Haschemi» wächst in der schi'itisch-heiligen Stadt Ghom als Sohn eines Mullahs auf. Seine Neigung zur Religion, seine religiöse Sozialisierung sowie die Mullah-Autorität seines Vaters prägen seinen Lebensweg. Anhand seiner Lebensgeschichte will Mottahedeh eine Erklärung dafür liefern, warum religiöse Führer im Iran in der Lage waren, die soziale Protestbewegung zu lenken, ihr ihren Stempel aufzudrücken und auf diese Weise *den Anspruch der Religion auf eine Rolle in der Politik zu begründen*. Im Iran legitimiert die schi'itische Variante des Islams die Infragestellung der Herrschaft. Die religiösen Symbole dafür sind der Märtyrer Hussain und der Despot Yazid. Hussain war der Sohn des vierten islamisch-arabischen Kalifen Ali, und Yazid war ein Omayyaden-Kalif. Yazid ist der Mörder von Hussain. Mörder und Ermordeter stehen symbolisch für die politischen Kämpfe der folgenden Jahrhunderte. Die Passionsspiele, die die Trauer um Hussain

zum Ausdruck bringen, sind historisch-symbolische Klagen gegen die jeweils bestehende Herrschaft. Nach der Ermordung Alis durch einen seiner eigenen Anhänger mitten im Kampf um die Macht mit einer anderen Sippe des quraischitischen Stammes der Propheten, übernahmen Alis Söhne die Führung; sie wirkten im Irak, der ursprünglichen Geburtsstätte des schi'itischen Islams. *Shi'at Ali* heisst auf arabisch die «Partei Alis», und hieraus leitet sich die Bezeichnung Schi'it, d.h. Partisan Alis, ab. Bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, d.h. bis zur Gründung der ersten schi'itischen Herrschaftsform durch die Dynastie der Safawiden im Jahre 1501 (sie herrschte bis 1771), befanden sich die intellektuell einflussreichen Zentren des schi'itischen Islams noch im Süd-Irak und auch im Süd-Libanon, jedoch nicht im Iran. Die Safawiden mussten arabisch-schi'itische Theologen ins Land holen, um ihnen bei der Arbeit an einer schi'itischen Legitimität zu helfen. Historisch gesehen ist Khomeini — nach dem safawidischen Schah Ismael — der zweite Gründer eines schi'itischen Staates in der gesamten islamischen Geschichte. Iran ist das Zentrum des Schi'a-Islam.

Mottahedeh prägt die Formel: «*Der Schi'ismus war alles andere als eine iranische Religion, wohingegen der Iran ein ausgesprochen schi'itisches Königreich war.*» In diesem Sinne entfaltete sich der iranisch-schi'itische Islam unter den Safawiden, zu deren Leistungen die Etablierung der schi'itischen Medrese (religiöses Seminar) gehört. Khomeini und ebenfalls sein Schüler «Ali Haschemi», der ihm zunächst in Ghom begegnet und später bei ihm in Nedschef studiert hat, sind Sprösslinge dieser religiösen Bildungstradition. Mottahedeh rekonstruiert die

Geschichte der Stadt Ghom, in der ein schi'itischer Schrein neben einer *Medrese* existiert und zeigt dabei auf, wie «Ali Haschemi», so wie die meisten Iraner, in einer zwischen Männer und Frauen zweigeteilten Welt aufgewachsen ist. Als Kind durfte er an der Frauenwelt teilhaben, und bis zu seinem sechsten Geburtstag konnte er seine Mutter zum Badehaus begleiten. Danach musste er sich von dieser Welt trennen: «In der einen Woche war er dort in einer Schar schwatzender, schwitzender halbnackter Frauen, in der nächsten Woche sass er in einer Runde feierlicher, halbnackter Männer.» Für die meisten Orientalen — also nicht nur die Schi'iten — ist der Übergang von der Frauen- zur Männerwelt die einer Form traumatischer Sozialisierung. Als in Damaskus geborener Sohn einer aristokratischen Damaszenner Familie³, die ihre eigenen Baderäume hat, entsinnt sich der Rezensent dieses Hinüberführens in eine andere Welt als prägendes und schmerzliches Ereignis.

In der Medrese von Ghom avanciert Ali Haschemi zu einem *Taleb*. Dieses sprachliche Äquivalent zu «Student» im Islam leitet sich von dem arabischen verb *talaba* (suchen) ab. Die *Talabes* sind die Wahrheit-Suchenden und in diesem Sinne Studenten. Doch hat das Suchen der Wahrheit im Islam eine andere Bedeutung als im aufgeklärten Abendland. Im Mittelpunkt der Medresen-Bildung steht das islamische Recht. Im Islam ist das Recht interpretativ und nicht legislativ. Nur Gott kann Legislator sein. Er hat seinen Willen im Koran, welcher — nach islamischer Auffassung — die abschliessende göttliche Offenbarung an die gesamte Menschheit darstellt, niedergelegt. Das «Suchen» bezieht sich hier also auf die

Bemühung, den göttlichen Willen zu erkennen, dem sich die Menschen unterzuordnen haben: «*Das Rechtsstudium . . . die Königin der Wissenschaften, das letzte Ziel des gesamten Bildungssystems . . . Die Mullahs, die die höheren Regionen dieser Wissenschaft erstiegen haben . . . haben das Gefühl, in einen Zauberkreis zusammenhängender Gebiete eingetreten zu sein . . . die genaue Erkenntnis des göttlichen Gesetzes.*»

Das ist die Welt der traditionellen islamischen Bildung: eine von der Frauenwelt getrennte hierarchisch aufgebaute Männerwelt, in der die Wahrheitssuche keine «Anstrengung des Begriffes» — im Hegelschen Sinne —, sondern eher die Unterordnung unter eine vorgegebene, textlich im Koran fixierte Wahrheit bedeutet. Der Wahrheit-suchende Mensch ist im Islam ein Diener Gottes. In diesem Sinne gehört «Ali Haschemi» zum Kreise der *Talabes* in Ghom.

Der Einbruch der modernen Bildung

Die iranischen Medresen, die seit der Safawiden-Dynastie das iranische Bildungswesen und somit auch die iranischen Eliten prägten, erhalten mit dem Einbruch moderner Bildung in den Iran eine Konkurrenz, deren Folgen nicht alleine bildungspolitisch bleiben. Unter der Kadjaren-Dynastie (1794—1925) muss der Iran zwei verheerende Kriege mit Russland führen und dabei erbärmliche Niederlagen hinnehmen. Wie anderswo in der «islamischen Welt» (so unter den Osmanen im türkischen Kernland und unter Muhammad 'Ali in Ägypten) wird die moderne Bildung im Iran auf dem Weg militärischer Reformen eingeführt. «*Im Iran begann die weltliche Bildung auf*

dem Kasernenhof.» Parallel zur militärischen Reform entstand eine neue, westlich ausgebildete Elite, die im Iran auch eine besondere Funktion hatte. Unter den Kadjaren war die staatliche Zentralinstanz — und blieb so auch bis zum Ende der Dynastie — sehr schwach. Die Angehörigen der neuen Elite *«waren ein Instrument der Zentralisationsbewegung, eine neue Elite, die neue Techniken anzuwenden wusste, mit deren Hilfe die Zentralregierung das Land wirksamer beherrschen und besteuern konnte»*. Die jüngste und kurzlebigste Dynastie des Irans, die Pahlavis, hatte nur zwei Herrscher, dessen letzten Khomeini am 11. Februar 1979 stürzte. Diese Dynastie setzte die bisherigen Bemühungen, die staatliche Zentralinstanz gegenüber den lokalen Herrschaftszentren zu stärken, fort. Reza Schah, der Gründer dieser Pahlavi-Dynastie, war hierbei, begünstigt durch die vermehrten Erdöleinnahmen des Staates, erfolgreicher. Zentralisation der staatlichen Macht und moderne Bildungsreformen gingen Hand in Hand.

Mottahedeh zeigt den Einbruch der modernen Bildung in den Iran an zwei Persönlichkeiten: am Offizier Reza aus der europäisch ausgebildeten Kosakenbrigade und am Bildungspolitiker Isa Sadiq, der in Cambridge und Paris studierte und später mit einer Dissertation an der Columbia University in New York (1931) den angesehenen Dokortitel (Ph.D.) erwarb. Beide Karrieren sind persönlich und landesgeschichtlich miteinander verwoben. Der Offizier Reza wird 1921 unter den Kadjaren Kriegsminister, 1925 erobert er die Macht und lässt sich 1926 als König Reza-Schah krönen. Die grösste Leistung Rezas war die massive Durchsetzung der Zentralisierungspolitik. *«Er*

eroberte den Iran für die Zentralregierung zurück.» Der in Cambridge, Paris und an der Columbia University in New York ausgebildete Isa Sadiq wird der Mann des Schahs bei der Etablierung des modernen Bildungswesens im Iran: *«Wie im Falle Isa Sadiqs erwies sich die Bildung als die Strasse zur königlichen Förderung.»* Hierzu gehört die Eröffnung der ersten iranischen Universität in Teheran im Jahre 1935. Als Rezas Sohn, der seinem Vater auf den Thron folgte, im Jahre 1979 von Khomeini gestürzt wurde, hatte der Iran einundzwanzig moderne Universitäten. Auf der Ebene des Schulwesens verdrängte die moderne Grundschule die bisherigen Koranschulen (Maktab), jedoch blieb die Institution der Medrese als traditionelles theologisches Seminar (in Ghom und Mesched u. a.) erhalten.

Im Iran stiessen vor 1979 zwei Welten aufeinander: Die Welt, in der «Ali Haschemi» vor seiner Übersiedlung nach Princeton lebte, war jene der Medrese. Die modernen Universitäten unterschieden sich hiervon substantiell; sie konnten jedoch, wie noch auszuführen ist, keinen radikalen Wandel in der iranischen Gesellschaft herbeiführen. Auch sozial waren beide Welten getrennt. Mullahs und Basaris, d.h. Männer der Religion und solche des traditionellen Kleingewerbes, standen der modernen, im Dienst des Schahs stehenden westlich gebildeten Elite skeptisch gegenüber und hielten sich von ihr fern. Die Familien angesehener Mullahs und Basaris heirateten untereinander, *«aber nur selten gingen sie eine Verbindung mit kulturell «verwestlichten» Kaufleuten ein . . . eheliche Bindungen zwischen Ayatollahs und den Familien der neuen Intellektuellen . . . waren noch seltener»*.

Man kann in dem an der Columbia University in New York promovierten Isa Sadiq den Vater der modernen Bildung des Iran sehen. Sadiq begriff die neue Bildung als ein Mittel zur Errichtung von «Demokratie und Kreativität», wie er in einer seiner Schriften ausdrückte, um auszuführen: *«Die iranischen Lehrer müssen damit aufhören, Auswendiglernen und Pauken zu wichtig zu nehmen . . . (die Schüler) müssen in die Lage versetzt werden, zu verstehen, nachzudenken, zu beurteilen und zu kritisieren . . .»*

In der Koranschule (Maktab) lernen die Kinder das Lesen und Schreiben mit Hilfe der Koran-Lektüre. Auf der höheren Stufe, in der Medrese, lernen heranwachsende Jugendliche die Methoden, in den heiligen Texten nach dem Willen Gottes als ein unveränderbares Gesetz für die gesamte Menschheit zu suchen und diesen Willen besser zu verstehen. Es ist kein problemorientiertes Lernen. Isa Sadiq war gegen dieses Bildungssystem. Er trat konsequent für eine Säkularisierung der Bildung ein. Im Iran war die moderne Bildung jedoch mit dem Makel behaftet, eine «Strasse der königlichen Förderung» zu sein. Es waren also zwei Welten: auf der einen Seite die Welt der Modernität, die der Mehrheit der Iraner fremd geblieben ist, auf der anderen Seite die traditionelle Welt des Basars und der religiösen Bildung.

Die moderne Welt des Iran war jedoch nicht so modern, wie sie wirkte. Die moderne Bildung unter dem Schah war *«eher das Kind eines Ministeriums als das der liberalen Philosophie . . . es roch immer nach einem Geschöpf des Kasernenhofes»*. Diese Bildung war nur äusserlich ein Vehikel der Modernität, denn ihr Ethos war *«eine seltsame*

Mischung von französischer Erziehung des neunzehnten Jahrhunderts und Mullah-Erziehung». Dieses Urteil hilft verstehen, warum so viele modern gebildete und säkular orientierte Iraner über Nacht zum Khomeinismus konvertierten.

Die Politisierung des Widerspruches zwischen der oberflächlich säkularen Welt der Minderheit und der schi'itischen Welt der Mehrheit führte zur Revolution des Ayatollah Khomeini. Der islamische Nativismus siegte über die oberflächliche, lediglich zu funktionalen Zwecken von einem orientalistischen Despoten aufoktrozierte Modernität.

«Ali Haschemi» begegnete Khomeini erstmals in Ghom; er studierte dann bei ihm im irakischen Exil nach 1966 in Nedschef. Ali beschränkte seine Lektüre nicht auf orthodoxe Texte; er las auch die Werke eines aufgeklärten, in Frankreich ausgebildeten schi'itischen Denkers, Ali Schariati. Manch aufgeklärtem Iraner schien die Verheissung von Schariatis Schrift *«Die Rückkehr zu uns selbst»* durch die Revolution Khomeinis zunächst in Erfüllung gegangen zu sein, nämlich dadurch, dass *«mit der Rückkehr zum wahren schi'itischen Islam der Iran von den Fesseln politischer und psychologischer Unterwerfung unter dem Westen befreit würde»*. Das trat jedoch nicht ein. Ali war enttäuscht. Er verliess den Iran und ging nach Princeton, um sich der puren Gelehrsamkeit zu widmen. Er empfindet es als *«Ironie, dass die lange erwartete iranische Revolution stattgefunden hat und — im gewissen Sinne — nicht passiert ist»*. Was missfiel «Ali Haschemi» an Khomeinis Revolution und warum ist die erwartete Revolution *«nicht passiert»*?

Ali Haschemi und Khomeini: zwei Symbole

Zwischen den sich ausschliessenden Optionen der Welten der Mehrheit- und der Minderheit-Iraner gab es einen Mittelweg. Zwischen traditionellem Schi'ismus und einer persischen Auffassung von Modernität versuchte ein modern gebildeter Iraner zu vermitteln. Er war mit einem schweizerischen Dokortitel nach der Vorlage einer entsprechenden Dissertation (1914) als Ornament ausgestattet, und er hiess Mossaddegh. Die Optionen dieses Mittelweges waren eine Art «schi'itischer Kulturnationalismus»; sie sind zur materiellen Gewalt während der politischen Periode, in der Mossaddegh zum Ministerpräsidenten des Iran avancierte, geworden. Der Schah Mohammed Reza vermochte mit Hilfe des amerikanischen Geheimdienstes CIA, diesem Experiment ein Ende zu setzen. Somit hat er selbst langfristig sein später in der Tat eingetretenes Ende vorbereitet. Anstelle des moderaten schi'itischen Kulturnationalismus eines schweizerisch ausgebildeten iranischen Juristen wurde das Saat Korn für den schi'itischen Nativismus von Khomeini gesät.

Als junger *Taleb* in der Medrese von Ghom verfolgte Ali zu Beginn der sechziger Jahre mit seinen Ko-seminaristen die Ereignisse im noch kolonialen Algerien auf dem Höhepunkt der algerischen Revolution. Ali diskutierte oft hierüber, und er war auch von Nasser und dessen nationalradikalen Ideen beeinflusst. Er und seine Freunde warfen seinerzeit der Generation ihrer Väter vor, Mossaddegh keine ausreichende Rückendeckung gegeben zu haben. Denn Mossaddegh handelte nach dem Nasserschen Modell.

Zu dieser Zeit war Khomeini in Ghom und hatte dort auch gelehrt, war jedoch nicht allgemein Studenten zugänglich. Das änderte sich am 22. März 1963, als eine Razzia der Schah-Polizei auf die Feiziye-Medrese erfolgte, in deren Verlauf zwei Studenten den Tod fanden. Khomeini trat nun öffentlich hervor, und er wagte es, den Schah anzuprangern. Wichtig ist hierbei die symbolische Form. In einer Rede vor den Studenten von Ghom vergegenwärtigte Khomeini die Trauer um den Imam Hussain anlässlich der Trauer um die beiden ermordeten Studenten. Wer von Hussain redet, spricht auch von Yazid. Khomeini verglich den Schah mit Yazid, und er erklärte ihm mit diesem symbolischen Vergleich den Kampf. Khomeini wurde verhaftet, nach Teheran gebracht und später in die Türkei ins Exil verbannt, von wo aus er nach Nedschef in den Irak reiste, wo er bis zu seiner weiteren Exilierung nach Frankreich an der dortigen schi'itischen Medrese lehrte. In Nedschef befindet sich auch die Ali-Moschee, in der der Kalif (für Sunniten) bzw. der Imam (für Schi'iten) Ali begraben ist. Nedschef beherbergt also den wichtigsten schi'itischen Schrein. In diesem Zusammenhang ist Nedschef «die grosse intellektuelle Gegenspielerin zu Ghom».

Schon vor seinem Exil avancierte Khomeini nicht nur für «Ali Haschemi» zu einer nationalen Figur. Auf Kassetten und in heimlich gedruckten Flugblättern wurde seit 1963 die Rede Khomeinis, in der er den Schah mit Yazid verglich und auch jene Rede, in der er sagt: «Amerika ist es, das den Koran und den Islam für schändlich hält . . . Pfahl im Fleisch», in allen iranischen Städten verbreitet. Khomeinis Ausweisung aus dem

Lande brachte nur die Ruhe vor dem Sturm. Auch «Ali Haschemi» gehört zu den Iranern, die die Erfahrung der Schah-Gefängnisse machen mussten.

Hat Khomeinis Revolution ein Ende dieser beklagenswerten Zustände mit sich gebracht? Anstelle des orientalistischen Despotismus des Schahs ist eine Herrschaftsform der «Mullahkratie» (der Begriff findet sich nicht bei Mottahedeh) eingetreten. Während der fünfziger und sechziger Jahre waren die «algerische Revolution» und der säkulare Nasserismus vorbildliche Modelle auch für die Iraner. Khomeini drehte das Blatt um; nur der Iran liefere seiner islamischen Revolution das Modell für den Nahen Osten⁴. Mottahedeh schreibt: *«Es gibt Mullahs, die bei der Aufgabe, den Staat unter ihren Willen zu beugen, Rachegefühle abreagiert haben. Als Richter, Minister und bevollmächtigte Kontrollinstanzen von Ministerien haben sie Tausende hinrichten lassen und Zehntausende liquidiert.»* Das ist das Ergebnis der islamischen Regierung *wilayati-e-fiqih*, die Khomeini zunächst in seinen Schriften proklamierte und seit 1979 mit seinen Mullahs praktiziert. Es ist schwerlich ein Entwicklungsmodell.

«Ali Haschemi» hat islamisches Recht studiert und auch auf islamischer Ebene ein Rechtsgefühl entwickelt. *«Er ist Rechtsgelehrter und hat so viele so gute Bücher über das islamische Recht geschrieben, dass jeder ihn einen Ayatollah nennt.»* Ihn stört die Rechtsverletzung im Namen des Rechts unter

Khomeini. Ihn empört die Verfolgung religiöser Minderheiten, wie die *Baha'i*⁵, zu denen Roy Mottahedehs Familie gehört. Die Verfolgung *«hält Ali für eine Verletzung der Ehre seiner Landsleute»*.

Ali ging nach Princeton, und er hofft auf eine bessere Zukunft für den islamischen Orient, er hofft auf die vom Propheten Mohammed verheissene Arche Noah, die die Muslime zu ihrer Rettung besteigen. Kann der Islam, gleich ob sunnitisch oder schi'itisch, das Elend der heutigen Muslime beenden? Der Rezensent bezweifelt, dass der Islam das Vehikel, die Arche Noah, bieten kann.

Bassam Tibi

¹ Roy Mottahedeh, *Der Mantel des Propheten oder Das Leben eines persischen Mullah zwischen Religion und Politik*, C.H. Beck Verlag, München 1987, 365 Seiten, gebunden (aus dem Amerikanischen übers. v. Klaus Krieger). — ² Der Rezensent verbrachte das akademische Jahr 1986/87 in Princeton als Research Fellow. — ³ Vgl. B. Tibi, «Ein Muslim zwischen Islam und Modernität. Autobiographie als Exempel», in: *Schweizer Monatshefte*, Bd. 66 (1986), Heft 10, S. 803–809. — ⁴ Vgl. hierüber das Iran-Kapitel in B. Tibi, *Der Islam und das Problem der kulturellen Bewältigung sozialen Wandels*, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1985, § 10, S. 187–203, sowie die Einleitung zu B. Tibi, *Vom Gottesreich zum Nationalstaat*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1987, hierzu S. XIX–XXIV. — ⁵ Zur Baha'i-Religion vgl. Udo Schaefer, *Der Baha'i in der modernen Welt. Strukturen eines Glaubens*, Baha'i-Verlag Hofheim-Langenhain 1978 (450 Seiten).

Sehnsucht nach Raum?

Notizen zur Architektur am Beispiel Zürichs

Bauen wir Architekten nicht Räume, Stadt- und Strassenräume, auch nur ein Zimmer, um deren Nützlichkeit willen allein, zu engerer und weiterer Bewegung unserer Glieder, auch nicht um ihrer Ästhetik willen allein, sondern, absichtslos und unbewusst zur Bewegung von Gedanken?

Das Auge wandert entlang Konturen einer Landschaft, wie entlang Konturen von Architektur — auch entlang Kanten oder Rundungen eines Zimmers. Und bündelt Empfindungen von Beschwingtheit oder Enge, von Phantasie oder Monotonie, von Langeweile — zum Gefäss von Gedanken?

Täglich, unverrückbar, ob wir wollen oder nicht, begegnet uns Architektur. Auf dem Weg zur Arbeit, zur Post, zur Bank, auf den Bahnhof, zur Kirche, ans Ufer des Sees.

Soeben hat der Bagger jene hohe *Halle* ausgeräumt, Teil unserer mehr als hundert Jahre alten Zürcher *Bahnhofanlage*, aus Freude an Repräsentation gebaut, wie alle grösseren europäischen Eisenbahnstationen dieser Zeit. Schon lange ihres ursprünglichen Zweckes beraubt, die Einfahrt stolzer, Rauch und Dampf schnaubender Lokomotiven, die ersten schweizerischen Eisenbahnzüge, festlich zu empfangen, trat sie schliesslich, mit zunehmender und längst abgeschlossener Elektrifizierung und vermehrten Linien und Perrons überflüssig geworden, als Aschenbrödel in Erscheinung, beladen mit Türmen von Schachtel-einbauten aller Nebendienste eines Bahnhofs.

Heute soll nun der seines alten

Inhalts entleerte Raum, diese ausgedehnte Ebene mit ihrer beträchtlichen Höhe, zur Freude allenthalben, dem Fussgänger gehören, dem jedermann, der den Zug zum Dorf nimmt oder zum Flughafen, oder von dort die Tante abholt. Ein Haltepunkt könnte er sein für die vielen, die allmorgendlich zur Arbeit in die Stadt strömen und des Abends heimreisen, um vielleicht zwischen Emsigkeiten Atem zu holen.

Statt dampfender Lokomotiven nimmt eiliger menschlicher Alltag von feierlicher Architektur Besitz, einem Raum, der grösser ist als die Baugrube der Zürcher Börse, flankiert von Reihen klassizistischer Rundbögen, Öffnungen zu Restaurants, Wartesälen und Ausgängen Richtung Limmat und Bahnhofplatz, überwölbt von elegant geschwungenen Eisenträgern. Weil das Licht durch die shedartige Verglasung zwischen ihnen von oben einfällt, selbst ein Platz, man wähnt sich fast im Freien. (Trost für die dem Fussgänger verschlossenen Stadt-Plätze ringsum?)

Zur Einstimmung aber dieses technisch-klassizistischen «Saales» auf seine neue Bestimmung bedarf es herber, lebensnaher künstlerischer Phantasie. Jene von einer Seite geäusserte Idee, hier einen Eislaufplatz anzulegen, traf den Nagel auf den Kopf: keinesfalls ein Museum! Auch der Wunsch nach modernem kulturellem Angebot. Warum auch nicht ein bemessener Eislaufplatz? Und grosse, farbige, gewölbte Bleche von Calder müssten da herabschweben, vor immer noch etwas verrauchten, ja nicht zu gepützelt renovierten Wänden. Viel-

leicht auch das Flugzeug von Mittelholzer? Ein Geviert für improvisiertes Cabaret und eines für Musikanten wäre auf der Ebene auszusparen, ähnlich der Stelle beim Centre Pompidou, aber mit ein paar Tischen und Stühlen ringsum. Und manch anderes mehr, auch im Wechsel.

Jegliche neue architektonische Geste, jeder plastische Einbau, jede Höhlung auch, wie die des Freitrep penabgangs zu den Untergeschossen, hat die Proportionen des Erbes an grosszügiger Gestalt aufzunehmen, müsste mit ihnen ins Gespräch kommen, um sie zugleich dem Alltag zu nähern, ihre Feierlichkeit zu brechen und nicht etwa falscher Sakralität Vorschub zu leisten. Aber auch keine kleinlich manirierte Architektur ist hier am Platz. Es bedarf des gestalterischen Taktes und auch des Humors der angewandten Mittel, damit ein heutiges Auge unbeschwert, getrost in dem tollen Raum spazieren gehen kann. Dabei kommt einem der Stil des kürzlich erfolgten Anbaus an das klassizistische Theater von Belfort in den Sinn. Scheinbar improvisierend hat der Pariser Architekt Jean Nouvel Massstäbe am Vorhandenen aufgenommen, sie in schlichte Architektursprache der Moderne umgesetzt und, nicht ohne theatralischen Spass, dem strengen Bau einen kühnen Flügel wachsen lassen.

In unserer alt-neuen Bahnhof-Durchgangshalle gilt es wohl einfach, für Augenblicke, vielleicht für eine halbe Stunde, die Blicke des in Eile Verweilenden einzufangen, ihn die Weite des schönen Raumes abtasten zu lassen — vielleicht auch mit seinen Gedanken.

Während die postmoderne Architektur heute zumeist Unbekümmertheit, Äusserlichkeit, ja eitle Frivolität

unserer Zeit widerspiegelt, wenn sie spielerisch oder mit Pathos Historie zitiert oder formalistisch hochtrabend daherkommt, erwacht als Gegenkraft die Sehnsucht nach lapidarem Raum. Nach lapidaren Baukörpern, als Spiegel von Wesentlicherem, das in schlichter Sprache zu Wesentlichem herausfordert. Eines der neueren Architekturbeispiele dafür ist das Theater in Essen von Alvar Aalto, das Ende September eröffnet wurde, lang nach dem Tod des Architekten.

Ein weiteres historisches Beispiel aber birgt Zürich: den hochgotischen *Prediger Chor mit seiner Kirche*. Die Jahrhunderte alte, grossartige Verschränkung zweier Sakral-Räume, wie sie in andern Gotteshäusern jener Zeit, so etwa in Königsfelden, auch vorkommt, doch nirgends in so kühner, künstlerisch geglückter, das Gemüt ergreifender Kadenz wie hier, welch ein Geschenk! Welche Architektur —, welch Raumerlebnis! Dass das Kirchenschiff im 17. Jahrhundert auf alten Mauern romanische Rundbögen in schlichtem Frühbarock neu formulierte und auch zierliche Stuckarbeit aufweist, tut dem nicht Abbruch. Es ist Architektur, die «singt», nach P. Valéry in *«Eupalinos»*.

Zürich bietet uns, mit sehr wenig Ausnahmen, trockene, biedere Kirchenräume — auch biedere Tramhaltestellen und bald biedere Marronihäuschen an. Gottesdienst will sich heute inhaltlich immer mehr der Öffentlichkeit öffnen, dem Jedermann, auch durch Konzerte und andere, den Alltag erreichende, erfüllende Veranstaltungen in seinen Häusern. War nicht letztlich das Grossmünster bis in seine letzte Ecke voller junger Leute, auch langhaariger, in ausgefransten Jeans? Eine südafrikanische Band spielte zugun-

sten von Bedrängten auf. So geraten diese Räume zu wichtigen Orten der Besinnung, falls sie den Eintretenden, den in einer konfusen, optisch und inhaltlich wirren Umwelt Verirrten, zu fesseln, seine Gedanken zu behausen, zu weiten vermöchten.

Manch ein Gotteshaus hat, wie auch dieses, zu alten Zeitläuften Salz oder Wein und Korn beherbergt, ja, dass in diesen Chor erst zu Anfang unseres Jahrhunderts entstellende Arbeits- und Magazinetafen der nahen Bibliothek eingebaut wurden — zu früher eingefügten Holzböden, auch vorübergehend für das Staatsarchiv, hinzu: — das hindert heutiges Erkennen der architektonischen Kostbarkeit dieses Raumes keineswegs. Es ist allüberall geübtes Recht, oder doch Rechtfertigung jeder Renovation, auf jene wesentliche Bauzeit eines Werkes zurückzugreifen, die eigener Gegenwart besonders entspricht, einer bewussten oder unbewussten, geistig sinnlichen, nicht intellektuellen, Empfangsbereitschaft oder Sehnsucht.

Zur Zeit der Reformation ist im 16. Jahrhundert die Trennwand unter dem Rundbogen zwischen Chor und Schiff eingezogen worden. Peter Meyer als Humanist und Mittelalterforscher, Linus Birchler als Präsident der Eidgenössischen Denkmalpflege und Katholik, Heinrich Peter als Kantonsbaumeister, Protestant und Freidenker, alle drei Fachleute traten Ende der sechziger Jahre für Ausräumung des Chors und die Wiederherstellung seiner Verbindung mit dem Kirchenschiff ein.

Gleichen diese Bauten Lebewesen, die beieinander stehen, sich trennen und wieder neu und anders sich finden als Symbol für Brückenschlag? Obwohl heute zwei verschiedene, beide der Öffentlichkeit dienende Gremien, die

Stiftung der Zentralbibliothek und die Kirchgemeinde Prediger, je einen der beiden Teile der überkommenen, geschichtsträchtigen Gesamtanlage besitzen, sollte solch nebensächlicher Umstand einer allenfalls späteren gemeinschaftlichen Nutzung der ineinandergreifenden Räume durch die Öffentlichkeit nicht entgegenstehen, nicht dem Jedermann, als Kirch- oder Konzertgänger — wie als Besucher der Bibliothek. Deren stationäre, länger- oder kürzerfristige, phantasievolle, leicht wirkende Einbauten müssten die Raumwirkung des Chors nicht zerstören, faszinierende Bücherwände zwischen den Fenstern sie nicht zerschneiden. Eine Faltwand aus schön maserierten, unsichtbar metallversteiften, schmalen, lasierten oder bemalten Sperrholzelementen, könnten einmal die Trennung der Bauteile innerhalb des alten Rundbogens übernehmen und — zu gerafften «Paketen» beiseitegeschoben, auf den Chorwandungen aufliegend — die Öffnung auch freigeben. Eine unter vielen andern, auch weniger weitgehenden Möglichkeiten.

Dass die Zentralbibliothek ihren reizvollen Lesesaal in der «Dachstube» des Chors (einem Stumpfenraum) ungern verlöre, ist begreiflich. Er wird heute zumeist intern für Kurse von Bibliothekaren und zu Sitzungen verwendet. Dürfte aber seine Erhaltung in dieser Form diesen ganzen Chorraum, sein besonders reich variiertes Masswerk der Fenster, die wundervollen Schluss-Steine seiner Gewölberippen, die Möglichkeit der Raumverschränkung, von alters her, mit dem Schiff, einer viel grösseren Öffentlichkeit vorzuenthalten? Die eingeschossige Reserve zwischen Chor und Neubau z.B. könnte dem Raumprogramm von letzterem nützlich sein. Kürzte man die

Mittel unserer gewohnt allzu perfektionistischen Renovationsweise, gewöhnen unsere alten Bauten an Charme. Und fänden sich nicht begeisterte Stifter für die Chorglasfenster, entworfen von heutigen Künstlern?

Wo einst zarte Fahnen von Weihrauch diese Wände streichelten und ein hohes Gewölbe verinnerlicht mystische Gebete beschirmte, möchten heute Augen und Gedanken sachlicher Menschen unserer Industriegesellschaft entlangwandern. In Erinnerung und auf neuer Suche von Irrationalem. Räume sind Gefässe von Gedanken. Unsere kleiner gewordene Welt erfährt ihre Bedrohungen zunehmend als gemeinsame. Rufen sie nicht, im Kleinen, wie im Grossen, nach mehr Gemeinsinn? Gemeinschaft? Nach Weitung von Gesinnung?

Zum Schluss harrt unser, falls wir die Augen auf tun, noch ein ganz anderer Raum, geschaffen aus Natur und Stadt,

der See. Begleitet von grünen Höhenzügen und seinen, vom Stadtbecken eingefassten, steinernen Ufern. Limmat- und seeaufwärts vom Schiff aus herrlich erlebbar. Er lockt bei verkehrsfreien Festen Tausende aus den hintersten Winkeln. Der Alltag aber verbietet geruhssames Verweilen am Rande des Wassers, weil in unserm Rücken Lärm und Gestank des durchzuckenden Verkehrs jede Beschaulichkeit verhindert.

Die alte, immer wieder neu formulierte, variierte, verbesserte und vehement propagierte Idee eines stillen, grossen *Parks*, gerade am *Kopfende des Sees*, wo er in seiner grössten *Weite* erscheint, bekränzt bei schönem Wetter vom *Schneegebirge* — versinkt sie in einer Schublade? Man sagt, Zürich behause einen der wichtigsten Umschlagplätze der Welt für Finanzen. Könnte die Stadt nicht auch seelische Räume grosszügig behausen?

Lisbeth Sachs

**Tiger-Schibe,
gäbig, guet
u gschwind**

«**Toast extra**», die rezente
...aus Gruyère, Appenzeller
und Emmentaler

«**Sandwich**», die milde
...aus Emmentaler

«**Delicrem**», die rahmige
...besonders leicht schmelzend



Schmelzkäsespezialitäten Langnau i.E.

tiger käse ag

